



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Vermischte Literatur.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Bermifchte Literatur.

Ueber die Empfindung der Naturschönheit bei den Alten. Von Heinrich Moß. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1865.

Versucht nachzuweisen, daß die unter unsern Aesthetikern viel verbreitete Ansicht, das classische Alterthum habe keine Freude an der schönen Natur gekannt, ein Irrthum sei. Der Verfasser weist nach, daß dieser Irrthum auf nicht genügender Bekanntschaft mit der Denkart des antiken Geistes und auf nur oberflächlicher Durchforschung der betreffenden Literatur beruht. Er betrachtet die eigene Art, in welcher die Alten empfanden und dachten, und geht hiervon zu seinem besondern Thema über, indem er aus den antiken Schriftstellern die Beispiele hervorhebt und prüft, in denen die Empfindung der damaligen Welt von der Schönheit der Natur sich spiegelt. Dabei erkennt er zwar an, daß die natürliche geistige Begabung der beiden Hauptvölker des Alterthums verschieden ist, und daß diese besondere Geistesart der Griechen und der Römer sich auch auf ihr Verhältnis zur Natur erstreckt, zeigt aber, daß sie dem modernen Menschen gegenüber in dieser Beziehung doch zusammengehören. Die Alten empfanden, wie Friedländer schon hervorgehoben, allerdings das Schöne in der Natur, aber erst die neueste Zeit begann in derselben eine Seele, in den Erscheinungen der Sinnenwelt Spiegelbilder der wechselnden Zustände des Menschengemüths zu sehen und die Landschaft als ein in künstlerischer Absicht geschaffenes und mit einer bestimmten Individualität begabtes Ganze aufzufassen. Das ganze Alterthum hat keine Landschaftsmalerei in unserm Sinne und keine ästhetische Naturbeschreibung gekannt. In den zahlreichen trefflichen Naturschilderungen in den antiken Dichtern richtet sich immer die Aufmerksamkeit mehr auf das Einzelne, als auf den Zusammenklang und die Stimmung des Ganzen, und von dem eigenthümlichen Charakter, den die Beleuchtung der Landschaft verleiht, von den Wirkungen der Nähen und Fernen, des kalten und warmen Colorits ist nirgends die Rede.

Auswahl aus Lobecks akademischen Reden. Herausgegeben von Albert Lehnerdt. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1865. 230 S. 8.

Der Herausgeber bietet hier zunächst eine Charakteristik des in nicht weniger als 130 Quartbänden in der k. Bibliothek zu Königsberg aufgestellten und sehr werthvollen literarischen Nachlasses des großen Philologen und Mythologen, die ein höchst interessantes Bild eines deutschen Gelehrtenlebens und zugleich höchst dankenswerthe Winke für die Benutzung dieser Schätze von Wissen giebt. Dann folgt ein Aufsatz über Lobeck als akademischen Redner, in welchem wir unter anderm erfahren, daß derselbe von 1814 bis 1856 achtzigmal die ihm als Professor der Eloquenz obliegende Verpflichtung, bei den Redeacten der Universität als Redner aufzutreten, erfüllt hat, und hieran schließt sich eine Auswahl von 40 theils deutschen, theils lateinischen Vorträgen dieser Art, von denen auch die frühesten mit geringen Ausnahmen noch jetzt allgemeines Interesse der Philologen beanspruchen. Wir nennen einige der interessantesten mit Angabe des Jahres, in welchem sie gehalten wurden: Ueber die Symbolik des Scepters (1814) — Ueber den Glauben des Alterthums an eine über den Geschichten der Völker waltende Nemesis (1815) — Ueber den Gang der Völker des Alterthums zur religiösen Mystik (1821) — *Comparatio fabularum et superstitionum, quae Graecis communes sunt cum praeceis Borussiae* (1828) — *De politica secreta veterum* (1832) — Ueber Besteuerung der Literaten im Alterthum (1847) — Ueber den Glauben der Alten in Bezug auf Fortschritt und Rückschritt der Welt (1848) — Verfolgung des freien Wortes im Alterthum (1848) — Von der gelehrten Misanthropie (1849). In der Natur der Sache liegt, daß diese Reden, die zu dem Zwecke ausgewählt sind, Lobecks eigenstes Wesen erkennen zu lassen, nicht durchaus neue

und selbständige Forschungen enthalten. Was er in ihnen vorträgt, das giebt er anspruchslos zur flüchtigen Unterhaltung eines größeren Kreises, aber er giebt nur Solches, was ihn selbst lebhaft interessirte, und sucht dafür eine lebendige Theilnahme auch bei den Zuhörern zu wecken. Und das gelang ihm in ausgezeichnete Weise, obwohl der Redner weder durch seine äußere Erscheinung noch durch glänzende Action wirken konnte. Es war die innige Ueberzeugung und die tiefe Wahrhaftigkeit, welche die Reden so eindrucksvoll machte. Auch im feinen Spott, in der heitern Ironie spiegelte sich dieses wahrhaftige Wesen des Mannes wieder. Diesen Zauber der lebendigen Rede freilich kann die stumme Schrift nicht wiedergeben, aber sie kann, wie der Herausgeber sagt, „die Erinnerung wecken und dazu beitragen, daß die verehrte Gestalt, deren Umrisse allmählig verblasen, in dem Herzen derer, die von ihr Anregung und Förderung empfingen, von Neuem sich belebe.“ Dies ist der Hauptzweck, den der Herausgeber bei Veröffentlichung dieser Vorträge im Auge gehabt hat, und dieser auf alle Fälle wird mit dem Buche erreicht werden. Denn wenn auch, wie bemerkt, nicht alles, was hier dargeboten wird, an sich bedeutend ist, für Lobecks Schüler und Verehrer wird es Werth haben, weil es ihnen den Geschiedenen wiederbringt. Aber auch im weiteren Kreise der Gebildeten können diese Reden Theilnahme erwecken, einmal weil sie, leicht verständlich, dem der Sache ferner Stehenden in mancherlei Gebiete des classischen Alterthums neue Einblicke gewähren, dann, weil ein großer Theil der Reden durch Zeitereignisse veranlaßt ist und so widerspiegelt, wie Lobeck sich zu der politischen und religiösen Strömung in der Gegenwart stellte, und weil jeder Leser den Eindruck empfangen wird, daß hier ein edler, hochfinniger Charakter aus der Fülle seines Herzens redet, nicht mit feierlicher Würde und hoheinherstehender Phrase, wie so mancher Professor der Beredsamkeit bei dergleichen Gelegenheiten, aber stets mit feinem Geiste und natürlicher Anmuth und deshalb nie langweilig.

Tagebuch einer griechischen Reise von F. G. Welcker. 2 Bde. Berlin, Verlag von W. Herz. 1865.

Ein wirkliches Tagebuch nach Form und Inhalt, ganz so gelassen, wie es bei der Wanderung von Rom nach Athen und von dort durch den Peloponnes und Nordgriechenland, dann nach einigen Inseln und wieder nach dem Peloponnes niedergeschrieben wurde. Werth für die Wissenschaft haben diese Aufzeichnungen nur wenig. Die Reise wurde im Jahre 1842 unternommen, und nicht zu dem Zwecke, gelehrte Forschungen anzustellen, sondern einfach, um „Anschauung zu gewinnen von dem Boden und Himmel und Erfahrung von dem Klima des Landes, das mich so viel und so befriedigend beschäftigt hatte, und die merkwürdigsten Ueberbleibsel aus dem Alterthum auch mit eignen Augen zu sehen.“ Seitdem aber ist Griechenland wiederholt von deutschen Gelehrten zu jenem höhern Zwecke bereist und gründlich nach den verschiedensten Richtungen und Beziehungen hin untersucht worden. Der Werth des Buches liegt in der Person des Reisenden. Es ist ein verehrter Veteran der philologischen Wissenschaft, der uns hier mit seiner Liebe zum Alterthum, die ihn auch das Kleinste von den Resten classischer Zeit beobachten läßt, mit seiner Freude an landschaftlicher Schönheit, die ihn anmuthige oder großartige Punkte ausführlich und mit Berücksichtigung selbst der Details in der Vegetation schildern heißt, und überhaupt mit einem Capitel aus seiner Selbstbiographie, mit einem Stück seines bedeutungsvollen und fruchtbaren Lebens entgegentritt. Manche von den Naturbeschreibungen bedürfte nur der Feile, um — wir können nach eignen Beobachtung das Meiste controliren — ein kleines Cabinetsstück zu werden. Auch die Schilderung des einen und des andern Erlebnisses ist hübsch. Doch muß bisweilen die Pietät über Breiten hinweghelfen, und selbst diese Tugend vermag wenigstens bei uns nicht ganz die Meinung zurückzudrängen, daß Einiges doch besser weggeblieben wäre. Wir können vor einem Geiste, der die Wissenschaft gefördert hat, wie

der Verfasser des Tagebuchs, so hohe Verehrung empfinden, daß wir auch kaum Wissenswerthes von ihm, z. B. was er da oder dort geträumt hat, uns mittheilen zu lassen geneigt sind; um uns aber dafür zu interessieren, wie oft (vgl. Bd. 1. S. 10) die Seekrankheit auf seinen inwendigen Menschen gewirkt hat, wohnen wir zu weit weg vom Lande des Dalailama.

## Berichtigung.

In dem in Nr. 27 der „Grenzboten“ enthaltenen Aufsätze „Aus dem Leben des Generals Haynau“ ist S. 28 folgendes zu lesen. „Wäre übrigens der Feldzeugmeister (nämlich Haynau) auch zur Milde geneigt gewesen, so hätten sicherlich einige Personen aus seiner Umgebung seinen Sinn umgestimmt. Zu diesen gehörte vorzüglich ein Auditor, welcher von den Ungarn mit jenen Blutrüchtern aus der Zeit der Generale Caraffa, Spankau und Heister verglichen wurde und einem Fouquier Tinville zur Seite gestellt werden konnte. Er wurde später in Lemberg auf offener Straße erdolcht.“ —

Mit diesem „in Lemberg erdolchten“ Auditor kann niemand anders gemeint sein, als der hier am 28. October 1863 meuchlerisch ermordete Landesgerichtsrath L. K. Ritter von Kuczynski. Unter den Auditoren, die sich in Ungarn in Haynaus Umgebung befanden, mag sich einer befunden haben, welcher der von ihm eben gemachten Schilderung entsprach, der in Lemberg ermordete Kuczynski war es aber nicht. Dieser hat nie unter Haynau als Auditor in Ungarn gebient. Seine dienstliche Carriere ist folgende. Im Jahre 1845 wurde er zum Auditoriatspraktikanten ernannt und fungirte bei der nach den Vorgängen des Jahres 1846 in Wadowice errichteten militärischen Untersuchungscommission als Dolmetsch und Actuar. Hierauf kam er im Jahre 1849 als Oberleutenant-Auditor zum italienischen Armeegeneralcommando, avancirte beim Regiment Erzherzog Ludwig zum Hauptmann und fungirte bei demselben in Borarlberg und dann in Holstein und Hamburg, worauf er vom März 1852 bis September 1854 in Wien beim Kriegsgericht Dienste leistete. Im October 1854 verließ er den Militärdienst und kam als Landesgerichtsrath nach Preßburg, wo er bis Ende März 1861 verblieb und dann in gleicher Stellung nach Lemberg versetzt wurde.

Die Behauptung, daß er hier von Ungarn wegen seiner Bluthaten in ihrem Vaterlande ermordet worden sei, stammt aus polnischer Quelle. Der Ermordete, welcher wie viele seiner Amtscollegen Untersuchungen gegen Insurgenten und Mitglieder der Nationalregierung leitete, zeichnete sich durch unermüdlige Arbeitskraft, großen Scharfsinn und ein enormes Gedächtniß aus. Er konnte als ein solcher Untersuchungsrichter gefährlich werden und weitgehende Entdeckungen über die Nationalregierung machen. Er wurde somit, nachdem ihn die Geheimblätter längst proscribirt hatten, auf dieselbe summarische Weise unschädlich gemacht, welche die Nationalregierung damals so häufig anwendete. Die Vertheidiger und Freunde derselben in Lemberg, die diesen das größte Aufsehen und selbst von polnischer Seite Mißbilligung erregenden Mord nicht auf polnische Rechnung gesetzt wissen wollten, sprengten mündlich und durch ihre besoldeten Federn das oben erwähnte Gerücht aus, das nun auch seinen Weg in den Artikel der „Grenzboten“ fand, welcher es wohl nur dem Werke G. Hellers entnommen haben mag. Dieser hätte aber in einem Falle, wo es sich um die Ehre eines Menschen handelt, in der Wahl seiner Quellen vorsichtiger sein sollen.

Lemberg im Juli.

Ein Bewohner Lembergs.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moriz Busch.

Verlag von F. V. Herbig. — Druck von C. C. Albert in Leipzig.